

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 147.

Montag, den 28. Juni 1909.

24. Jahrgang.

Verzweifelter Kampf.

Roman von Alfred Sassen.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Alex!“ rief Baldow erschüttert, und in dem zitternden Ton seiner tiefen Stimme lebte wahrscheinlich die ganze schöne Jugendzeit auf, denn der Mann im Haupteil fuhr wie elektrisiert in die Höhe und spähte mit weit offenen Augen nach der Stelle, von welcher der holde Klang an sein Ohr geschlagen. Baldow sah in ein schönes, todtblaues Gesicht, von dem wohl ein herber Schicksalsschlag mit einem Male die Lebensfreudigkeit fortgeschwunden, die noch vor kurzem aus allen Linien des edlen Ovale geleuchtet haben mußte. Denn selbst in dieser Stunde der rückhaltlosesten Verzweiflung haßte der elegante Männergestalt dort etwas entschieden Lebemannisches an, und der volle Mund verriet auch jetzt noch, daß er wohl gewohnt war, dem Genuß entgegenzulächeln, nicht aber in bitteren Klagen sich zu ergehen. Baldow stand nach seinem Ausruf einen Augenblick regungslos, halb unter dem Damm all der farbenschildernden Jugenderinnerungen, die mit aller Macht in seiner Brust lebendig geworden waren, halb überwältigt von dem großen Leid, das den Freund, der es durch zwanzig Jahre so gut verstanden, seinem Neuhern die schlante Gefälligkeit der Jugend zu erhalten, ganz unerblicklich aus seiner lebensfrohen Sicherheit zu Boden geworfen hatte. „Alex!“ rief er dann noch ein Mal. „Herzengjunge, erkennst du mich nicht wieder?“ Und er breitete die Arme weit aus.

Mit einem Schrei der Erlösung warf sich der Unglückliche an Baldows Brust. „Otto —! Du? Ja, ist es denn möglich, — Ja, ja, — du bist's! Und daß du gerade jetzt kommen mußt — das ist eine echte Freundesstat, auch wenn du nicht gewußt, gesehnt, was hier geschehen. — Sieh, im nächsten Augenblick hatt' ich vielleicht in meiner völligen Kopflosigkeit eine Verzweiflungsstat begangen, — nun aber bist du da, nun komm', laß dir erzählen, alles laß dir sagen, und dann laß uns gemeinsam überlegen, was mir zu tun übrig bleibt! Komm'!“ so schluchzte er hervor, benehnte die Wange des Freundes mit Tränen und zog ihn mit fieberhaften Händen zum Sofa. —

Zehn Minuten später kannte Baldow die zweite Hälfte der Lebensgeschichte des Freundes, die zweite Hälfte der Geschichte eines reichbegnadeten, glänzenden Lebens, über das dann auf einmal mit niederschmetternder Wucht ein großes Unglück hereingebrochen war.

Alexander Fröbenius hatte nach dem Tode seiner Eltern eine reiche Erbin geheiratet und war dadurch Chef eines der bedeutendsten Bankhäuser in München geworden. Der Doppeldienst des Reichstums und des Glüdes hatte mehrere Jahre in ungetrübtem Glanze über seinem Haupte geleuchtet. Dann war allerdings eine Zeit schwerer Prüfung gekommen. Ein tödliches Fieber hatte ihm die heilige Gattin entzogen. Er war wohl auch damals schon der Verzweiflung nahe gewesen, allein die entzückende Lieblichkeit des aufblühenden kleinen Mädchens, das ihm die Verbliebene als teures Vermächtnis zurückgelassen, hatte ihn bald wieder dem Leben und der Lebensfreudigkeit zurückgewonnen. Und die Sterne waren ihm von neuem aufgegangen. Das Los des reichen, glückbegünstigten Bankiers war abermals viele Jahre hindurch der allgemeine Gegenstand freundschaftlichen und schmeichlichen Redes gewesen. Er aber hatte sich nicht darum gekümmert, sondern an der Seite seines holden Töchterchens, dessen älterer Bruder er in seiner blühenden Mannesjünglichkeit zu sein schien, die Blüten des lachenden sonnigen Lebens gespielt. Vor einigen Tagen jedoch hatte eine schwere geschäftliche Katastrophe seinen völligen Ruin herbeigeführt. Es war ein Bankrott in seiner schrecklichsten Gestalt. Nichts, gar nichts blieb dem Unglücklichen nach Befriedigung der Gläubiger. Er war zum vollständigen Bettler geworden.

Wenn er auch schließlich sein eigenes Unglück ertragen hätte, so zermalmte ihm doch der Gedanke an sein Kind das Herz. „Mein Kind — meine Marie!“ schrie er in wahnsinniger Pein auf. „Sie hat immer nur die süße Luft des Glückes geatmet — sie wird im Unglück vergehen, wie eine Blume, die man aus dem Sonnenschein in Nacht und Dunkel verbannt!“

Baldow vermochte nicht sofort zu sprechen, aber er sah mit einem Blick voll Bitterkeit und Liebe Fröbenius tief in die Augen, so daß dieser beschämt die Hände des Freundes drückte und schluchzte: „Ja, du wirst mein Kind, das ich nicht einmal der Willkür eines Verwandten empfehlen kann, in deine Gut nehmen, wenn sich kein anderer Ausweg findet! Ich danke dir schon jetzt dafür — tausendmal!“

Baldow hätte nun auch alsbald gern die Tochter des Armen kennen gelernt, um ihr gleichfalls aus seinem warmfühlenden Herzen heraus Trost und Mut zuzusprechen. Allein ein unerträglicher Kopfschmerz die natürliche Folge der entsetzlichen Aufregungen, die in den letzten Tagen auf das arme Wesen eingestürmt waren, hatte Marie gezwungen, ihr Zimmer aufzusuchen und den Vater, von dessen Seite sie bisher keinen Augenblick gewichen war, allein zu lassen.

Die Freunde sprachen noch lange hin und her. Baldow bot sein ganzes Vermögen an, um dem Unglücklichen eine neue Zukunft zu ermöglichen. Dieser wies das großmütige Anerbieten nicht geradezu ab, behielt sich aber einen endgültigen Entschluß vor. Es war bereits Mitternacht, als Baldow sich endlich erhob, um sein Hotel aufzusuchen.

Als Baldow an andern Morgen aus einem unruhigen Schlummer in die Höhe fuhr, stand der Zimmerkellner vor seinem Bett und überreichte ihm einen Brief, der soeben abgegeben worden sei. Der Brief war von Fröbenius. Betroffen riß Baldow den Umschlag auf. Der Unglückliche schrieb: „Wenn Du diesen Brief erhältst, hat mich der Nachzug schon in weite Ferne getragen. Von einer entsetzlichen Sorge bin ich befreit, von der Sorge um mein Kind. Du breitest Deine Hände über Marie. — Ich habe an ihrem Bett gestanden und ihre schlafenden Augen geküßt. Was es mich gekostet, von ihr Abschied zu nehmen, so von ihr Abschied zu nehmen, mein zuckendes Herz hat's empfunden, zu schildern vermag ich's nicht. Noch einmal: verlass' mein Kind nicht, bei den sonnigen Tagen unserer Jugend beschwör' ich Dich darum! — Und nun laß mich Dir in kurzen Worten sagen, weshalb ich ging, weshalb ich gehen mußte! Sieh, ich bin bis zu der entsetzlichen Katastrophe in meinem Hause, in meinen Kreisen so eine Art Gott gewesen, um den sich alles drehte. Ich habe nie den Hochmut gekannt, allein ich gestehe Dir aufrichtig, daß es mir wuschte, so im allgemeinen Sonnenschein dazustehen, so in Bewunderung meine Tage hinzuleben. Wenn ich mich nun aufraffen soll zu neuen Plänen, zu neuem Schaffen, so muß es an einem Ort geschehen, wo mich niemand kennt, wo auch die Möglichkeit ausgeschlossen ist, daß ein Bekannter aus den Tagen meines Glanzes meinen Weg kreuzen könnte. Eine Demütigung würde ich nicht ertragen. Selbst das geliebte Gesicht meines Kindes, selbst Deine treuen Augen würden mich mehr an die Vergangenheit erinnern, als für die Erreichung meines Zieles gut wäre. Ich muß ganz allein stehen, wenn es mir gelingen soll, all meine Kräfte auf einen Punkt zu konzentrieren, auf die Aufgabe, durch unentwegte eiserne Arbeit den Versuch zu machen, die Zukunft meines Kindes zu sichern. Ich gehe nach Amerika. — Bringe mir das große Opfer und ordne an meiner Statt, so gut Du es vermagst, die geschäftlichen Angelegenheiten!“ (Fortsetzung folgt.)

Käthe.

Roman von B. Courths-Mahler.

(30. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dadurch entfernte sie sich jedoch unmerklich innerlich mehr und mehr von ihrem Manne. Er war ein guter Schauspieler, stand aber sonst auf gespanntem Fuße mit allem Wissen. Seine Zeit war ausgefüllt mit allerlei Nichtigkeiten. Nur seinen Beruf nahm er ernst, aber mehr aus Eitelkeit als aus Bedürfnis. Er ging sehr viel aus des abends und kam meist trunken nach Hause. Mit Helene Hellmann war er sehr viel zusammen. Sie zog ihn mehr und mehr an durch ihr Eingehen auf seine Schwächen und Fehler. Je weiter er sich von Käthe entfernte, desto mehr schloß er sich der Hellmann an.

Noch war es von seiner Seite nichts als die Sucht, sich die Langeweile zu vertreiben, was ihn ihre Gesellschaft so oft zu suchen drängte. Aber Helene Hellmann umspann ihn mehr und mehr mit raffinierten Klettereien. In Kollegentreisen glossierte man bereits langsam über die beiden.

Käthe ahnte nichts davon.

So kamen die Ferien heran. Georg wurde plötzlich wieder sehr liebenswürdig zu Käthe. Er stellte ihr vor, wie schön es wäre, wenn sie gemeinsam die Ferien in einem hübschen Seebade zubringen könnten.

„Du wirst entzückt sein, Käthe, wenn du die See kennen lernst. Und mir würde eine Erholung so gut sein. Meine Nerven sind in schauderhafter Verfassung. Ich möchte mich einmal gründlich erholen. Meinst du nicht, daß wir uns das leisten können?“

Käthe sah sehr sorgenvoll aus.

„Es würde sehr teuer werden, Georg. Nicht nur, daß deine Gage in der Zeit ausfällt — wir müßten doppelte Wohnungsmiete zahlen, und das Leben an der See soll sehr teuer sein.“

„Ach geh, laß uns mal ein bißchen leichtsinnig sein. Man hat ja so nichts vom Leben als Sorgen und Plagen.“

„Es tut mir sehr leid, daß ich es nicht ändern kann, Georg. Ich war so töricht, zu glauben, mein Vermögen wäre riesengroß. Ich hatte keine Ahnung, wie teuer das Leben ist.“

„Ja, ja, es hätte nicht geschadet, wenn es mehr gewesen wäre. Ich muß jetzt trummer liegen denn als Junggeselle, und dabei reicht die Decke nirgends. Es ist schon alles eins, ob wir noch ein paar tausend Mark abheben oder nicht. Wir wollen wenigstens die Ferien einmal gründlich genießen. Nur einmal die paar Monate sorglos leben, nachher knausern wir wieder.“

Als Käthe noch nicht zustimmen wollte, wurde er verdrießlich und schalt über das elende Leben, und daß ihm keine Freude gönnt sei.

Käthe konnte es nicht mehr mit anhören und willigte ein.

Da wurde er gleich wieder liebenswürdig und vergnügt, nannte sie einen „famosen Kerl“ und machte Reisepläne mit ihr. Nach Zoppot wollten sie gehen, das stand schon vorher bei ihm fest. Er war vor Jahren einmal einige Tage dort gewesen, und da hatte es ihm sehr gut gefallen.

Käthe nahm schweren Herzens Abschied von den Kollegen, die sich wieder zu einem Gastspiel zusammengehangen hatten mit Ausnahme Fräulein Hellmanns. Diese wollte Verwandte besuchen, wie sie angab.

Käthe ging nicht mit leichtem Sinn an die See. Die Zukunft stand drohend vor ihr. Was sollte werden, wenn ihr Vermögen mehr und mehr zusammenschmolz? Oft regte sich in ihr der Wunsch, selbst mit zu verdienen; sie wußte nur nicht, wie. Was hatte sie gelernt? Handarbeiten wurden kläglich bezahlt. Und sonst? — Durch einen Brief Helmut's kam ihr plötzlich ein Gedanke. Sie hatte ihm ihre pekuniären Sorgen und Kummernisse anvertraut. Er bot ihr an, Uebersetzungen für seinen Verlag zu übernehmen, und stellte ihr gutes Honorar in Aussicht. Sie habe ja perfekt Französisch gelernt, das könne sie jetzt bewerten.

Der Brief kam am Morgen ihrer Abreise an, und Käthe wurde dadurch viel leichter ums Herz. Sie beschloß jedoch, Georg nicht davon zu sprechen, um keine vorzeitigen Hoffnungen in ihm zu wecken. Er hätte sich doch nur dadurch verleiten lassen, mehr Geld auszugeben.

Sie hatte Helmut mitgeteilt, daß sie über Berlin reisen würden, und ihn gebeten, einige Stunden mit ihnen zu verleben. Sie ahnte nicht, was sie von Helmut verlangte, wußte nicht, daß er sie liebte und sich fürchtete vor einem Wiedersehen mit ihr. Aber als er abschrieb, fühlte sie selbst eine Art Erleichterung. Sie schaute das forschende Auge des Freundes, wollte ihm gern den

Zusammenbruch ihres Glückes verbergen. Daß er ihn längst gemerkt hatte, ahnte sie nicht.

Als sie mit ihrem Manne in Berlin auf dem Anhalter Bahnhof ankam, wußte sie nicht, daß Helmut Roded hinter einem Pfeiler verborgen stand und forschend die Ankommenden musterte.

Er sah sie an Wigands Seite die breite Steintreppe herabkommen, und sein Herzschlag stockte. Wie verändert sie aussah in dem eleganten, dicken Reisekostüm mit dem kleidsamen englischen Hut, von dem ein Schleier im Nacken herabfiel. Etwas bleicher als früher sah sie aus, aber die roten Lippen leuchteten noch verführerischer aus dem Gesicht, und die Augen sahen mit einem anderen Blick ins Leben. Schöner war sie geworden, etwas voller, reifer.

Dann ging er heim, warf sich auf einen Divan und grub das Gesicht aufstöhnend in die Kissen.

Käthe war zuerst erschrocken über die hohen Preise, die in Zoppot für Wohnung und Pension verlangt wurden, aber als sie den Schreck überwunden hatte und erst einige Tage hinter ihr lagen, konnte sie sich dem Reiz des Badelebens nicht verschließen. Die See mit ihrem ewigen Wechsel übte mächtigen Einfluß auf sie aus. Stundenlang konnte sie am Strande liegen und dem Kommen und Gehen der Wellen zusehen. Mit großen verträumten Augen sah sie dann in die endlose Weite.

Auch das Baden machte ihr Vergnügen. Es war ihr ein Hochgenuß, ihre jungen, kräftigen Glieder im Kampfe mit den Wellen zu regen.

Ihr Mann amüsierte sich auf seine Weise. In tadellos dicken weißen Strandanzüge flanierete er auf der Promenade und am Strand und machte seine schönsten Augen. Da gab es manch Frauenherz, das höher schlug bei seinem Anblick. Aber auch Käthe erregte Aufsehen, und wenn das schöne junge Paar auf der Promenade erschien, folgte ihnen mancher bewundernde Blick.

Mehr als zwei Wochen waren so vergangen, als Käthe eines Morgens in ihrem Strandkorb saß und, wie so oft, dem Spiel der Wellen zusah. Zu ihren Füßen, auf den sonnigen Sand gestreckt, lag Georg und ließ den warmen Sand durch die Finger gleiten, scheinbar ganz in sein Spiel versunken. In seinen halbgeschlossenen Augen zuckte es jedoch manchmal auf, wenn sich irgend ein Geräusch in der Nähe vernehmen ließ.

Der Strand war, wie immer um diese Zeit, sehr belebt. Die Badegäste saßen und lagen in Gruppen oder vereinzelt in der warmen Morgensonne. Vom Meer herüber wehte eine frische Brise. Die Wellen klatschten breit und flach auf den feuchten Sand und spülten ihn glatt. Segelboote kreuzten hin und her.

Lachen und Scherzen ringsum. Ueberall buntes frohes Treiben.

Da kam plötzlich eine schlanke, helle Erscheinung um Käthes Strandkorb herum. Sie blieb stehen. Ein Laut der Ueberraschung.

„Ist es möglich? Sehe ich recht? Sie hier, Frau Wigand?“

Käthe wandte überrascht ihr Gesicht, und dann zog die Röte unliebsamen Erstaunens über ihre Züge. Vor ihr stand Helene Hellmann im feinsten weißen Strandanzug. Mit freudiger Miene und ausgestreckter Hand kam sie näher.

„Grüß Gott — nein, so ein erfreulicher Zufall. Das hätte ich mir nicht träumen lassen.“

Käthe legte mit einem schweren, drückenden Gefühl ihre Hand in die der Schauspielerin.

„Die Ueberraschung ist jedenfalls gegenseitig, Fräulein Hellmann. Ich glaube, gehört zu haben, daß Sie Ihre Verwandten besuchen.“

„Stimmt auffallend. Meine Verwandten wohnen in Danzig. Ich habe mir von ihnen vier Wochen Urlaub geben lassen, um hier zu baden. Meine Nerven brauchen eine Auffrischung. Nein, wie mich das freut, hier Bekannte zu finden. Und Ihr Gemahl, ist der auch hier?“

„Er liegt zu deinen Füßen, bitte, tritt mich nicht tot“, rief Georg mit forciertem Lustigkeit und richtete sich auf. „Ich war vor Ueberraschung sprachlos, als ich meine holde Kollegin plötzlich auftauchen sah. Also grüß Gott, Lenerl, wie geht's?“

Sie schüttelten sich kameradschaftlich die Hände und plauderten sehr lebhaft miteinander. Beide konnten nicht genug Worte finden über das unerwartete Zusammentreffen.

In Käthe stieg etwas auf, was ihr die Rede versagte. So sehr sie sich dagegen wehrte — das Mißtrauen regte sich in ihr. War dieses plötzliche Auftauchen der Hellmann wirklich nichts mehr als ein Zufall?

(Fortsetzung folgt.)

Es wallt das Korn.

Es wallt das Korn weit in die Rinde,
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm noch and'rer Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestrirne Schein.
O gold'nes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Talen
Da herrscht ein alter, schöner Brauch:
Wann hell die Sonnensterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Weizenfelde naht,
Dann geht ein nächtlich Silberblitzen
Von Sichel durch die gold'ne Saat.

Das sind die Burschen jung und wader,
Die sammeln sich im Feld zu Hauf
Und suchen den gereiften Ader
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben festgebunden
Und rasch in einen Ring gebracht;
Wie lieblich floss'n die kurzen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenluft
Die nimmermüden braunen Jungen
Zur eig'nen schweren Arbeit ruft.

Gottfried Koller.

Der Akkord.

Humoreske nach N. A. Lelkin.

Nach dem Russischen von Dr. O. Schmelzer.

Es war in der ersten Woche der großen Fasten in St. Petersburg. Schon in der Woche zuvor, in der sogenannten Butterwoche, hatte der Seidenhändler Fedor Petrowitsch Schedelkin ein nachdenkliches Wesen zur Schau getragen. Sonst ein Mann, der zu leben verstand und jedes Fest doppelt feierte, hatte er diesmal die Freuden der Butterwoche gemieden und die Enthaltensamkeit so weit getrieben, daß der sorgfältigste Beobachter selbst am späten Abend nie eine Spur von Rausch an ihm zu entdecken vermochte. Grübelnd und finstern ging er umher, arbeitete selbst nachts an den Geschäftsbüchern und hielt häufig Konferenzen mit seinem ältesten Buchhalter, der sein volles Vertrauen besaß.

„Was fehlt dir, Fedor Petrowitsch?“ wagte seine Gattin ihn zu fragen.

„Schweig! Mir geht eine Sache im Kopfe herum! Wirfst schon bei Zeiten davon erfahren!“

Um was es sich handelte, erfuhr die Frau am Montag der ersten Fastenwoche. Spät abends kam Schedelkin nach Hause, trank wie gewöhnlich seinen Tee, und als er mit seiner Frau allein war, riegelte er geheimnisvoll die Tür zu und sprach:

„Nun höre, was ich dir sagen werde. Morgen werden wir Besuch haben. Meine Gläubiger werden sich bei mir versammeln. Zum Tee halte ihnen aber nicht die silbernen Löffel unter die Nase, sondern gib Zinnlöffel.“

„Herrgott! Eine so heilige Zeit, und du willst dir Gäste einladen!“ rief seine Frau und schlug die Hände zusammen.

„Sofia Andrejewna, wenn dir Gott auch keinen Verstand gegeben hat, so halte doch deine Zunge im Zaume und schwache nicht, sondern paß auf! Glaubst du denn, daß ich eine Schlemmerei beabsichtige? Ich habe meine Gläubiger eingeladen, um mit ihnen über meine Schulden zu beraten. Kleide also dich und die Kinder recht armselig; nimm auch die Brillantringe vom Finger.“

„Warum denn das?“

„Eine Gans warst du und eine Gans wirst du bleiben! Vergreiffst du denn nicht, daß ich den Gläubigern Mitleid einflößen will? Gestern früh habe ich ihnen einen Akkord vorgeschlagen und für meine Wechsel zwanzig Kopfen für den Rubel geboten.“

„Allbarmherziger! Hast du mir nicht gesagt, du hättest achtzigtausend Rubel beim Vater, und nun liegen die Dinge so?“

Fedor Petrowitsch sprang auf, lief im Zimmer umher und schlug sich einmal über das andere mit der Hand vor die Stirn. Dann blieb er vor seiner Gattin, die ihn mit starren Augen ansah, stehen und rief: „Bei Gott, du bist zu dumm! Du wirst mich nicht begreifen und wenn ich drei Jahre zu dir spreche! Da müßte ich nun wohl flugs meine Gläubiger holen, sie bei der Hand nehmen, zum Vater laufen, ihnen die achtzigtausend Rubel zeigen und sagen: Da nehmt sie hin, sie sind für euch, ich werde mit meiner Frau und den Kindern betteln gehen!“

In Sofia Andrejewnas dunklem Hirn begann es zu dämmern.

„Also einen Akkord willst du machen?“ fragte sie schüchtern.

„Nun ja, und wenn alles gut abläuft und die Gläubiger ihre Zustimmung geben, erhältst du von mir einen Samtmantel mit Schmelzperlen und im Sommer fahren wir ins Ausland, nach Berlin oder Paris oder wohin du sonst willst!“

„Gott im Himmel, sei gnädig und hilf uns!“ sagte Sofia Andrejewna und bekreuzigte sich. „Wenn nun aber die Gläubiger auf den Akkord nicht eingehen und dich in den Schuldurm steden?“

„Gott ist über uns allen. Welche Berechnung könnten sie dabei haben? Wenn sie mich für zahlungsfähig erklären, so erhalten sie beim Konkurs keine zehn Kopfen für den Rubel. Von dem Gelde wissen sie nichts und die Waren“ — hier lachte der Seidenhändler verächtlich — „sind ganz zusammen geschmolzen. Rein, einen Konkurs werden sie nicht wollen!“

Am nächsten Morgen wurde bei Schedelkin mit dem ganzen Personal ein Hausgottesdienst abgehalten; am Abend gegen acht Uhr stellten sich die Gläubiger einer nach dem andern ein.

Schedelkin empfing sie mit traurigem Gesicht, in einem alten, schäbigen Rock. Die Hausfrau ging mit verweinten Augen umher und verjagte den Kindern ab und zu einen Rippenstoß, um ihre Fröhlichkeit zu verschleiern.

Auf einem Tische lagen die Geschäftsbücher.

Als erster erschien der Wollwarenhändler Skripichin. Er war ein kleiner, fetter Mann mit einem spärlichen, roten Barte, der Schedelkin von Jugend auf kannte. Nachdem er im Zimmer das Heiligenbild aufgesucht, bekreuzigte er sich vor diesem, trat dann zum Hausherrn und sagte, ihm die Hand reichend:

„Eigentlich sollte man dir nicht die Hand geben! Du hast mich zu furchtbar übers Ohr gehauen! Vor zwei Wochen hast du von mir für fünftausend Rubel Waren genommen. Wie nennt man eine solche Handlungsweise?“

„Ach, richte nicht, auf daß du nicht gerichtet wirst!“ seufzte Schedelkin. „Unglück, nichts als Unglück! Glaubte, mich herauswinden zu können...“

„Teufel auch, herauswinden! Wo hast du die Waren gelassen? Auf Kredit verkauft du ja nicht! — Aber was soll man da viel reden. Wirft ja alles auf die Seite geschafft haben, Kenne dich ja! Gut; aber ich muß meinen Vorteil auch haben. Zwei Zehner willst du für den Rubel zahlen? Gib mir fünf, und ich befürworte den Akkord. Weißt ja, daß ich bei den andern etwas gelte.“

„Du bist ein wunderlicher Kaug. Wo soll ich sie denn hernehmen?“

„Das ist schon deine Sache. Hältst du mich denn für so dumm, daß ich dir deinen Schwindel glaube?“

„Aber“, sagte Schedelkin zögernd, „in diesem Falle werden auch die andern Gläubiger fünfzig Kopfen verlangen.“

„Narr, der du bist. Denkst du, ich schwache das alles so heraus? Natürlich bleibt's ein Geheimnis. Hast du begriffen? Entschließe dich rasch, sonst wiegele ich alle Gläubiger gegen dich auf. Willst du noch überlegen?“

„Du bist der reine Blutsauger. Auch den letzten Tropfen preßt du mir heraus. Nun, meinethwegen — einverstanden.“

Schuldner und Gläubiger reicheten sich die Hände und bedeckten sie zum Zeichen der Unverletzlichkeit des Vertrages mit ihren Nachschöden.

Im Vorzimmer ertönte die Klingel. Der zweite Gläubiger kam. Karl Gottliebowski Müller, ein langer, hagerer, grauhaariger Deutscher trat ein. Von ihm bezog Schedelkin Samt und ausländische Seidenwaren. Nachdem Müller Skripichin begrüßt, wendet er sich an den Hausherrn.

„Höre da von Ihnen sonderbare Sachen, Herr Schedelkin. Traue meinen Ohren nicht. Waren vor zwei Jahren noch ein so akkurater Zahler; habe Ihnen dann gern kreditiert, und nun solche Geschichten! Was soll man da von Ihnen denken? Meinen Sie, ich hätte es nicht erfahren, daß Sie zehn Stück Samt, die Sie vorigen Monat nahmen, sofort unterm Preise loszuschlagen? Das ist ja Betrug! So betreibt man sein Geschäft nicht ehrlich. Das beweist, daß Sie den Bankrott vorbereitet!“

„Unglück, nichts als Unglück, Karl Gottliebowski. Ich habe mich hingekriegt. Es kamen damals Wechselzahlungen; nur in der Not, in der äußersten Not habe ich losgeschlagen, was ich hatte. Alles ist fort. Die Pretiosen meiner Frau habe ich hingegen; nicht mehr einen silbernen Löffel hat die arme Seele. Ihr ganzes Hochzeitsgut hat sie geopfert und nichts hat es genützt.“

„Er hat den Kopf verloren“, fällt Skripichin ein. „Ich habe ihn auch immer als ehrlichen Mann gekannt. Herr Müller; aber

wenn man in Geländern steht, das ist ein Zustand wie im Delirium wissen Sie."

"Ich hätte das Delirium noch nicht!" sagt barsch der Deutsche. Unterdessen erscheinen die anderen Gläubiger. Zuerst kommt ein kleiner jüdischer Herr, der aufgeregt im Zimmer auf und ab läuft und beständig ruft:

"Hörst, unerhört! Dabei kann ja kein ehrlicher Handel bestehen! Von meiner Forderung lasse ich auch nicht einen Kopfen ab und wenn er mir neunundneunzig für den Rubel bietet! Wo ist die Ehrlichkeit geblieben auf der Welt, die Ehrlichkeit!"

"Herr Baruch", sagt Skripichin und nimmt ihn beiseite, "sind Sie denn des Teufels! Wollen Sie sich und uns noch um die letzten Kopfen bringen? Schedelkin kann nicht einen Zehner aus seiner eigenen Tasche zahlen; der Schwiegervater springt für ihn ein. Machen Sie ihn desperat, so wirft er uns die ganze Geschichte an den Kopf. Gelingt der Afford, so hilft der Alte ihm wieder auf die Beine. Ohne unsere Waren kann er nicht existieren. Wir liefern dann nur gegen bar und knallen tüchtig auf!"

"Kann er nicht wenigstens dreißig Kopfen zahlen?" fragt Baruch leise.

"Pst! Halten Sie den Mund! Stimmen Sie um Gotteswillen für den Afford! Kommt es zum Konkurs, so ziehe ich meine Forderung zurück. Ich will nicht noch Kosten dazu bezahlen!"

Es sind noch zwei russische Kaufleute eingetreten und ein Engländer in sandfarbenem Anzuge und mit sandfarbenem Haar. Herr Schedelkin verneigt sich vor dem Engländer, der nickt und die Hände fest in den Hosentaschen hält. Die beiden Russen seufzen und streichen ihre langen Bärte.

"Du hast dir auch eine schöne Zeit ausgesucht!" sagte der eine zum Schuldner. Andere Christenmenschen bereiten sich durch Fasten und Kirchenbesuch zum heiligen Abendmahl vor und wir müssen uns mit dir herumganken!"

"Hast wohl beim Kartenspiel tüchtig Haare gelassen?" fragt der zweite. "Natürlich, wer so leichtfertig Whist spielt!"

"Ich nehme nie eine Karte in die Hand," sagt Schedelkin demütig.

"Ei, sehe mir einer den geriebenen Durschen! Am Sonnabend vor acht Tagen habe ich im Klub hinter seinem Stuhl gestanden und mit eigenen Augen gesehen, wie er zweihundert Rubel blechen mußte!"

Es kommt noch der Vertreter einer Bankfirma, sehr elegant gekleidet, der die Anwesenden kaum eines Grußes würdigt und gleichgültig ein Telegramm auf den Tisch wirft. Sein auswärtiges Haus erklärt darin, sich dem Beschlusse der Majorität fügen zu wollen. Es verliert beim Afford zehntausend Rubel.

Alle Gläubiger setzen sich nun an den Tisch und beginnen die Bilanz und das Schuldenverzeichnis zu prüfen. Schedelkin steht vor ihnen wie auf Kohlen mit dem kläglichsten Armesündergefühle. Der Bankier, der etwas abseits von den andern sitzt, als wäre ihm ihre unmittelbare Gemeinschaft fatal, hat die Geschäftsbücher vorgenommen, aber nur in eins von ihnen einen nachlässigen Witz geworfen, aus der Brieftasche ein Blankett gerissen und einige Worte darauf geschrieben.

"Ich entscheide mich für die Annahme des Affords. Da haben Sie meine schriftliche Zustimmung. Sie werden mir den Entschluß der Herren morgen mitteilen, Schedelkin Adieu."

Er geht mit zurückgeworfenem Kopfe zum Zimmer hinaus. Alle sehen ihm starr nach.

"Es war immer ein feines Haus," pläht zuerst Schedelkin erleichterten Herzens heraus.

"Das Beste ist," sagt der Deutsche, "wir machen der Komödie auch ein Ende. Es handelt sich nur darum, ob wir Schedelkin für seinen Leichtsinns oder seine Gaunerei einsperren lassen und dann gar nichts friegen, oder ob wir ihn laufen lassen und uns mit zwanzig Kopfen begnügen. Ich pfeife auf seine Bilanz, sein Schuldenregister und seine sämtlichen Bücher. Herr Baruch, Sie sind doch wohl für Einsperren?"

Ehe der verdachte Baruch zur Antwort kommt, hat Schedelkin eine Jammerpose angenommen, legt die Hand aufs Herz und spricht:

"Wohlthätige Herren Gläubiger! Hier stehe ich vor Ihnen mit allem, was ich habe. Machen Sie mit mir, was Sie wollen. Wollen Sie mein Verderben, so bin ich morgen im Schuldturn. Was haben Sie aber davon, wenn Sie einen unglücklichen Familienvater, auf den ein liebendes Weib und unschuldige Kinder angewiesen sind, verderben? Indem Sie mir meine Tätigkeit rauben, nehmen Sie mir auch die Möglichkeit, Ihnen durch fleißige Arbeit die Verluste zu ersetzen, die ich Ihnen jetzt zufüge. Es sind jetzt die Tage des Fastens, des Betens und der guten Werke. Deshalb flehe ich Ihre Barmherzigkeit an, stürzen Sie nicht einen Vater mit seinen Kindern ins Elend! Ich bitte Sie kniefällig!"

Schedelkin sinkt in die Kniee und läßt das Haupt tief auf die Brust hängen.

"Na, so ein Spitzhabel!" raunt der eine Russe dem andern zu. "Herr Schedelkin," ruft der Deutsche, "erniedrigen Sie sich nicht und stehen Sie auf!"

"Ich stehe nicht früher auf, Karl Gottliebowski, als bis meine Gläubiger den Afford unterzeichnet haben!"

Währenddessen sind zwei kleine Söhne Schedelkins ins Zimmer getreten. Ihnen folgt die Mutter. "Kinder! Unschuldige Wesen!" ruft Schedelkin, "da kniet hin und bittet für Euren Vater!"

Die beiden Kinder stehen mit aufgesperrten Mäulern da. Aber die Mutter tritt zu ihnen und zieht ihre Sprößlinge nieder.

"Das ist nicht zum Ansehen!" ruft der Engländer. "Herr Schedelkin, ich ersuche Sie, mit den Ihrigen das Zimmer zu verlassen! Wir werden die Sache in Ihrer Abwesenheit erledigen."

"Nach, daß du hinauskommst!" flüsternde Skripichin seinem Freunde zu, und Schedelkin schwankt mit Weib und Kindern ab.

Die zurückgebliebenen Gläubiger sitzen eine kurze Weile da, ohne zu sprechen. Der Deutsche schiebt dem Engländer die Bücher hin und fragt: "Wünschen Sie Einsicht?"

"Ich danke!" sagt der Engländer.

Dann ergreift Karl Gottliebowski einen Vagen Papier und schreibt: "Ich bin mit dem vorge schlagenen Afford einverstanden, falls Zahlung bis morgen mittag erfolgt. K. G. Müller."

Es dauert nicht fünf Minuten, so haben auch die anderen unterschrieben, und so geräuschlos wie möglich erheben sich alle, um dem Danke Schedelkins zu entgehen. Dieser hat durchs Schlüßelloch alles gesehen und weiß ganz genau, woran er ist. Als der letzte der Gläubiger das Vorzimmer verlassen hat, stürzt er hinterher und ein "Danke! Danke!" tönte den Abziehenden von der Treppe nach.

Als Schedelkin in sein Zimmer zurückkehrt, wischt er sich den Schweiß von der Stirn und sagt zu seiner Gattin:

"Siehst du, Sofia Andrejewna, der Himmel hat den Sinn der Gläubiger gelenkt. Wir haben einundvierzigtausend Rubel verdient. Jetzt gehe in die Kirche und stelle Kerzen auf."

Die Skatethe.

Auflösung zu Nr. 141.

Kartenverteilung:

V. a D 9 8 7 — b A K 9 — c A K 9 = 33
M. a c B a 10 — b D 8 7 — c D — d K 9 8 = 24
H. b c B a A — b 10 — c 10 8 7 d A 10 7 = 56

Skat: a K d D = 7.

Spil

Günstig.			Ungünstig.		
V. a7 — a10 — aA = 21			V. a7 — a10 — aA = 21		
H. c7 — cK — cD = 4			H. dA — aD — d8		
V. a8 — cB — dB = 4			V. a8 — cB — dB = 4		
M. b8 — b10 — bA = 4			M. dK — d10 — a9		
V. a9 — aB — b8 = 4			V. bA — b7 — b10		
M. b7 — d7 — b9			V. bK — b8 — bB = 6		
V. bK — bD — d10			H. d7 — b9 — d9		
V. cA — b8 — c8			M. cD — c7 — cK		
V. aD — d9 — c10			M. cA — aB — c10 = 23		
V. c9 — dK — dA			M. bD — b8 — b9 = 3		
29			57		

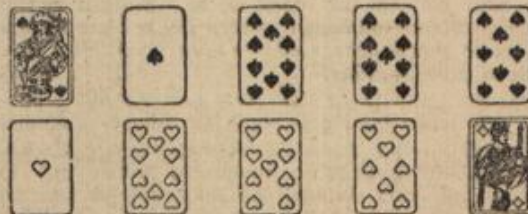
Richtige Lösungen sandten ein: Fritz Leonhardt-Wiesbaden, Lina Scheffler-Wiesbaden, Kurt Clement-Wiesbaden, Hans Chals-Wiebrich, Friedrich Gahn-Wierstadt, Hans Kampmann-Wiesbaden, Adolf Gierleemann-Wiesbaden, Adolf Stöder-Wiesbaden, Fritz Müller-Rüdesheim, Anton Kugler-Erbenheim, Karl Schönfeld-Wiesbaden.

Skat-Aufgabe:

a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler.

V. der Vorhandspieler, tourniert auf folgende Karte aB.

bB, bA, 10, 9, 8; cA, 10, 9, 8; dK.



Er sagt Großspiel an und muß gewinnen, was auch noch im Skat liegen mag, und wie die Gegner auch ihre Karten austauschen mögen. Wie hoch muß der Spieler mindestens kommen bei jeder beliebigen Kartenverteilung?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Grobes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Reibold in Wiesbaden.